

Ursula Mihçiyazgan

## **Warum ich nicht fühle, was du fühlst –<sup>1</sup>**

### Überlegungen zu Empathie und Perspektivenwechsel in der interkulturellen Beratung

#### **1. Das gestiegene Interesse an Gefühlen**

In letzter Zeit ist ein gestiegenes Interesse an Empathie zu beobachten, wie nicht zuletzt am Thema dieser Fachtagung abzulesen ist. In den unterschiedlichsten Bereichen – nicht nur in der Praxis, sondern auch in der Wissenschaft – spielt Empathie eine wichtige Rolle: von der Therapie bis zum Management oder von der Kriminalistik bis zur Pädagogik. Dies lässt sich als Anzeichen für eine stärkere Hinwendung und Anerkennung von **Gefühlen** betrachten. Wie ist es dazu gekommen?

Ganz allgemein lässt sich vermuten, dass dies durch das Versagen der Vernunft im 20. Jahrhundert mit seinen zwei Weltkriegen, vor allem im nationalsozialistischen Horror, dem viele kluge Denker nichts entgegengesetzten, sondern mitmachten, entstanden ist. Noch allgemeiner ist dies im Zusammenhang mit einer Enttäuschung über das Versprechen der Moderne, dass die Vernunft uns zu Freiheit, Fortschritt und Frieden führen würde, zu sehen. Die historische Erfahrung ist demnach: Die Vernunft allein führt offensichtlich nicht zum Guten, sodass inzwischen auch Philosophen Vernunft und Gefühl als zwei unterschiedliche Weisen, zu denken und Entscheidungen zu treffen, betrachten.<sup>2</sup> Wenn wir das Interesse an **Empathie** genauer betrachten, so wurde es m.E. durch zwei Diskurse gesteigert: zum einen durch den feministischen Diskurs und die „Entdeckung“ der care-Ethik, zum anderen durch den neurobiologischen Diskurs und die Entdeckung der Spiegelneuronen.

#### **Der feministische Diskurs**

Die 1982 erstmals erschienene Arbeit von Carol Gilligan zur Moral der Fürsorge entstand im Rahmen der Piaget-Forschung, in der es um die Erforschung der kognitiven Entwicklung des Kindes ging, wobei Gilligan als Mitarbeiterin von Kohlberg vor allem die Moralentwicklung untersuchte. Sie stellte der eher männlichen Gerechtigkeitsmoral Kohlbergs eine eher weibliche Fürsorgemoral gegenüber.

---

<sup>1</sup> Der Titel ist sozusagen als Gegenrede zum Titel von Joachim Bauer „Warum ich fühle, was du fühlst“ (2006) gewählt.

<sup>2</sup> Der Hirnforscher Antonio Damasio z.B. schreibt, die „kühle Strategie, die Kant und andere vertreten haben“, entspreche „weit eher der Art und Weise, wie Patienten mit präfrontaler Schädigung an Entscheidungen herangehen, als der üblichen Verfahrensweise normaler Menschen.“ (1997: 236)

Ihre Arbeiten wurden zunächst noch in der Tradition der alten Geschlechterordnung des 19. Jahrhunderts, in der Männern der Verstand und Frauen das Gefühl zugeschrieben wurde, rezipiert (vgl. Honegger 1992),<sup>3</sup>, denn sie wurden in der Weise gelesen, dass Frauen „von Natur aus anders“ seien, aber genauso gut denken könnten wie Männer, auch wenn oder gerade weil sie nicht so „abgeschnitten“ von ihren Gefühlen seien.

Dies hatte Auswirkungen über die Geschlechtergrenzen hinaus: So wurde das Konzept der „Emotionalen Intelligenz“, das zunächst aus der Kritik an den IQ-Messungen entwickelt wurde, popularisiert, als der Journalist Daniel Goleman 1996 einen Bestseller mit diesem Titel veröffentlichte. Und inzwischen – in Zeiten des Postfeminismus, in denen „Frau“ und „Mann“ nicht mehr als naturgegebene Differenz, sondern als soziale Konstruktion betrachtet werden – wird Empathie nicht länger als eine „weibliche Eigenschaft“ betrachtet, auch wenn z.B. in der Männerforschung diese **soft skills**<sup>4</sup> weiterhin noch als solche assoziiert werden. Hier taucht Empathie aber nun als „Werkzeug“, nicht mehr als „Eigenschaft“ auf, und als solches finden wir den Begriff dann auch in der Beratungsbeziehung, aber längst nicht nur dort.

### **Der Neuro-Diskurs:**

Der zweite Strang, der zu einem gesteigerten Interesse an Empathie führte, ist im neurowissenschaftliche Diskurs und der Entdeckung der Spiegelneuronen zu sehen. Rizzolatti fand 1995 mit seinen Mitarbeitern im Gehirn eines Affen ein Handlungsneuron, d.h. eine handlungsteuernde Nervenzelle (als Teil eines handlungssteuernden Nervenzellnetzes), die nicht nur dann aktiv wurde, wenn der Affe nach einer Nuss griff, die auf einem Tablett lag, sondern auch dann feuerte, wenn der Affe nur beobachtete, wie jemand nach der Nuss griff. Damit begann der Siegeszug der Spiegelneuronen, weil sogleich auf menschliches Verhalten geschlossen wurde: Es wurde angenommen, nun das System entdeckt zu haben, das die Austausch-, Abstimmungs- und Resonanzvorgänge im zwischenmenschlichen Zusammenleben ermöglicht. Und nun schien es plötzlich erklärbar zu sein, wie es kommt, dass wir andere Menschen intuitiv verstehen, ihre emotionale Verfassung spüren.

„Die Fähigkeit des Menschen zu emotionalem Verständnis und Empathie beruht darauf, dass sozial verbindende Vorstellungen nicht nur untereinander ausgetauscht, sondern im Gehirn des jeweiligen Empfängers auch aktiviert und spürbar werden können.“ (Bauer 2006:17)

---

<sup>3</sup> Dabei hatte Gilligan selbst die Moral der Fürsorge nicht als geschlechtsspezifische angesehen, vielmehr darauf hingewiesen, dass die Lebenssituation von Frauen eine andere sei als die von Männern und sie daher auch eine andere Moral entwickelt hätten und „die weibliche Entwicklung nicht an männlichen Maßstäben zu messen“ sei (1988:208).

<sup>4</sup> So schreibt z.B. Michael Meuser: „Der moderne Manager muss sich mit seiner ganzen Person ‚einbringen‘ (...) und zum Experten in ‚soft skills‘ und sozialer Kompetenz werden. Das Einbringen der ganzen Person erfolgt gleichsam methodisch, Emotionen werden „unternehmerisch“ eingesetzt (...). In diesem Zusammenhang werden vormals als weiblich definierte Aktivitäten und Eigenschaften zunehmend in das Muster hegemonialer Männlichkeit integriert.“ (2010:233)

Wirklich? Diese Folgerung ist sehr weit, denn schaut man sich das Experiment dazu genauer an, so kann man sehen, dass das Handlungsprogramm „Greifen nach der Nuss“ noch nichts mit Empathie zu tun hat.

Nicht die Erklärung von Empathie<sup>5</sup>, sondern die „Entdeckung“ von Handlungsprogrammen in diesen Spiegelneuronen ist für unser Thema wichtig: Der Affe durfte zunächst einen kurzen Blick auf die Nuss und das Tablett werfen, dann nahm man ihm die Sicht, indem man vor Nuss und Tablett eine Platte aufstellte. Der Affe konnte also nur den Arm, nicht den Zugriff sehen. Man erkannte dabei, dass die Spiegelzelle, die das Programm für die gesamte Handlungsfolge „Greifen nach Nuss“ gespeichert hatte, feuerte, obwohl sie nur Informationen über einen Teil der Handlungssequenz hatte. Das heißt: Spiegelneuronen können offensichtlich beobachtete Teile einer Szene zu einer wahrscheinlich zu erwartenden Gesamtsequenz ergänzen (vgl. Bauer 2006: 30). Sie sind offensichtlich wichtig für das Erkennen von Handlungssequenzen, denn sie „spiegeln“ Handlungsprogramme, die in einem anderen Individuum ablaufen (was sowohl für Tiere wie für Menschen gilt). Spiegelneuronen sind

„Nervenzellen, die im eigenen Körper ein bestimmtes Programm realisieren können, die aber auch dann aktiv werden, wenn man beobachtet oder auf andere Weise miterlebt, wie ein anderes Individuum dieses Programm in die Tat umsetzt.“ (Bauer 2006: 23)

Über diese automatischen, nicht-kognitiven Programme scheint die Koordination von Handlungen zu funktionieren, nicht nur bei Fisch- und Vogelschwärmen, sondern auch beim Menschen.<sup>6</sup>

Damit lässt sich hier schon eine Folgerung für unser Thema der interkulturellen Beratung ziehen: Das Auffüllen der Lücken in Handlungssequenzen und damit das Vorhanden-Sein von Handlungsprogrammen geben Anlass zu der Überlegung, dass **intuitives Verstehen in der interkulturellen Beratung misslingt**. Der Grund dafür ist, dass Handlungsprogramme in der Sozialisation geprägt werden – der Affe konnte erst später die Lücke im Ablauf auffüllen, nicht von Geburt an. Es ist also davon auszugehen, dass nur Menschen, die ähnliche Sozialisationserfahrungen haben, sich intuitiv verstehen und ihr Handeln darüber koordinieren.<sup>7</sup>

---

<sup>5</sup> Bislang ist nicht klar, ob die Spiegelneuronen wirklich an Prozessen der Empathiebildung beteiligt sind (vgl. Wikipedia).

<sup>6</sup> Das erklärt zum Beispiel das Gähnen: Wenn einer gähnt, gähnen andere auch.

<sup>7</sup> An dieser Stelle ein persönlicher Hinweis: In meinem über 40-jährigen bikulturellen Zusammenleben habe ich viel gelernt über die Logik der muslimischen Lebenswelt, sodass ich heute einiges verstehen und vielleicht auch erklären kann. Das heißt aber nicht, dass ich im Alltag das Handeln meines muslimischen Gegenübers intuitiv erfassen kann. Vielmehr muss ich immer wieder fragen: „Warum handelt er/sie jetzt so?“, frage also nach den Gründen des Handelns, versuche eine (kognitive) Perspektivenübernahme. Es gibt kein automatisches Verstehen oder eine automatische Verständigung. Ich bin und bleibe sozusagen eine kulturelle „Fremdsprachlerin“ in dieser Lebenswelt.

Nun ist Intuition etwas anderes als Empathie, weshalb ich im folgenden diesen Begriff bzw. die Empathie-Forschung genauer betrachten möchte. Festzuhalten ist, dass inzwischen die Euphorie, mithilfe neurowissenschaftlicher Erkenntnisse, Empathie zu verstehen, gedämpft ist, nicht nur, weil das Experiment nicht 1:1 vom Affen auf den Menschen übertragbar ist – und übrigens erst 2010 Spiegelneuronen im menschlichen Gehirn nachgewiesen wurden – und Neurowissenschaftler mit ihren bildgebenden Verfahren (bisher jedenfalls) nur kurzlebige Hirnprozesse beobachten können, sondern auch, weil Neurowissenschaftler mit ihrem Blick ins menschliche Gehirn nicht erklären können, was Empathie ist. Dazu sind sie auf andere, vor allem geistes- und sozialwissenschaftliche Disziplinen angewiesen sind.

## 2. Empathie in der Forschung

### 2.1. Empathie und Perspektivenübernahme

Auch wenn wir immer häufiger dem Empathiebegriff begegnen, ist die Empathie-Forschung bisher noch nicht sehr weit. Das liegt zum Teil daran, dass es keinen Konsens darüber gibt, wie Empathie zu definieren ist.<sup>8</sup> Zum Teil liegt es aber auch daran, dass häufig nicht zwischen „Empathie als Gefühl“ und „Empathie als Fähigkeit zum Gefühl“ unterschieden wird. Ein Beispiel dafür ist die Definition des Begriffs in Wikipedia. Dort wird Empathie als „die Fähigkeit, Gedanken, Emotionen, Absichten und Persönlichkeitsmerkmale eines anderen Menschen zu erkennen und zu verstehen“ definiert.<sup>9</sup>

Das heißt, wenn nicht klar zwischen „Empathie“ und „Empathiefähigkeit“ unterschieden wird und beide Begriffe synonym gebraucht werden, entsteht zwangsläufig das Dilemma, „Empathiefähigkeit“ als „Fähigkeit zur Fähigkeit zur Empathie“ zu definieren, und dann wird alles andere unscharf. Bemühen wir uns also um mehr Klarheit.

Dazu gehe ich aus von einer eher beiläufigen Bemerkung des Psychologen Paul Ekman, der bekannt ist durch seine Studien zur Mikromimik, in seinem für ein breiteres Publikum geschriebenen Buch „Gefühle lesen“. Dort stellt er dar, dass Empathie keine Fähigkeit, sondern ein Gefühl ist. Und mit ihm gehe ich davon aus, dass es ein Gefühl nur insofern ist, als dies als **Reaktion auf das Gefühl eines anderen Menschen entsteht**.<sup>10</sup>

---

<sup>8</sup> Zur Zeit werden acht unterschiedliche Konzepte verwendet (vgl. Engelen/Röttger-Rössler 2012:4).

<sup>9</sup> <http://de.wikipedia.org/wiki/Empathie> (letzter Zugriff 1.11.2012)

<sup>10</sup> Ist diese Reaktion auf das Gefühl eines Anderen angeboren? Ich tendiere zu der Annahme, dass allenfalls eine basale Form von Empathie zur Grundausrüstung des Menschen gehört. Aber diese wird immer hypothetisch bleiben, weil die Art der Reaktion auf das Gefühl eines Anderen auf jeden Fall kulturell geprägt ist, und zwar einfach dadurch, dass menschliche Entwicklung immer schon im Kontakt mit anderen Menschen stattfindet. Wir werden also eine basale Empathie nie in „Reinheit“ finden können. Also handelt es sich, wenn wir von Empathie sprechen, immer schon um eine komplexe Form von Empathie (und hier zeigt sich die Verbindung zu intuitiven, spontanen, vorbewußten Handlungsprogrammen).

„Weder Mitgefühl (Empathie) noch Mitleid sind Emotionen: Sie bezeichnen unsere Reaktion auf die Emotion eines anderen Menschen.“ (Ekman 2010: 249)

Mit Reaktion ist mehr gemeint als Spiegeln, Imitieren, Intuieren, denn sie entsteht erst durch das oder nach dem Spiegeln der Gefühle des Anderen und sie setzt die klare Unterscheidung zwischen Ich und Nicht-Ich, zwischen Selbst und Anderen voraus. Dann lässt sich ohne weiteres vermuten, dass es **unterschiedliche kulturelle Formen der Reaktion auf das Gefühl eines Anderen** gibt.

Es muss bei Empathie noch ein weiterer Aspekt hinzukommen: In psychologischen Tests zur Empathie wird neben dem Mitgefühl, das sich auch körperlich ausdrückt (Herzschlag, feuchte Hände etc.) die Dimension „Auslösen helfender oder unterstützender Handlungsimpulse“ gemessen.<sup>11</sup> Daran zeigt sich, dass Empathie als reaktives Gefühl mit einem bestimmten Handlungsprogramm, nämlich „Helfen“, verknüpft ist. Gleich werde ich aufzeigen, dass dieses Programm dann in Gang gesetzt wird, wenn der/die Andere den vorab definierten Kriterien eines möglichen Empathieträgers – nämlich ein leidender Anderer zu sein – entspricht. Zunächst ist zusammen zu fassen: **Empathie ist ein - kulturell geprägtes reaktives – Gefühl, das durch ein bestimmtes Gefühl eines Anderen ausgelöst wird und das mit einem kulturell geprägten Handlungsprogramm verknüpft ist.**

Nun lässt sich der Begriff weiter abgrenzen: Wenn Empathie ein reaktives Gefühl mit einem Handlungsimpuls ist, dann ist hier ein Unterschied zur Perspektivenübernahme zu erkennen. Dies zu erwähnen, ist mir wichtig, denn häufig wird Empathie als „emotionale Perspektivenübernahme“ bezeichnet. Sie wird dann unterschieden von der „kognitiven Perspektivenübernahme“, deren Entwicklung in der Piaget-Forschung extensiv und kulturübergreifend erforscht wurde. Während es bei letzterer darum geht zu verstehen, was der andere denkt, geht es bei ersterer darum zu verstehen, was der andere fühlt.

Hier scheint immer wieder der alte Dualismus zwischen Denken und Fühlen, zwischen Vernunft und Gefühl auf, den es zu überwinden gilt.<sup>12</sup> So übrigens auch bei Paul Ekman, wenn er ähnlich zwischen kognitiver und emotionaler Empathie unterscheidet, was m.E. wenig hilfreich ist: „Kognitive Empathie lässt uns erkennen, was ein anderer fühlt. Emotionale Empathie lässt uns fühlen, was der andere fühlt.“ (2011:249) Aber das ist nicht der zentrale Kritikpunkt. Wichtiger ist m.E., dass Empathie anders funktioniert als die Perspektivenübernahme: Empathie impliziert einen Hilfeimpuls, Perspektivenwechsel nicht.

---

<sup>11</sup> Vgl. Zusammenfassung zu „Operationalisierung und Messung der Empathie“ in Wikipedia, vgl. Fußnote 9.

<sup>12</sup> Das Bemühen, diesen Dualismus zu überwinden und anzuerkennen, dass Gefühle nicht die Gegenspieler der Vernunft sind, wird z.B. in der theory of mind-Forschung (TOM) oder dem mentalizing deutlich. ( Vgl. Vortrag von Herrn Piegler). Das mag gelingen. Da es Hinweise darauf gibt, dass emotionale und kognitive Perspektivenübernahme in unterschiedlichen Hirnregionen., d.h. auf unterschiedlichen neuronalen Strukturen aufbauen, können diese u.U. durch ein bestimmtes Konzept und/oder eine Technik zusammengeführt werden.

## 2.2. Religiöse Wurzeln der Empathie

Neben dem Hilfeimpuls-Aspekt ist ein weiterer Unterschied zur Perspektivenübernahme zu erkennen: Viele Forscher fordern dazu auf, **Empathie** – ähnlich wie Perspektivenübernahme – **als neutralen Begriff** zu verwenden, sozusagen als Oberbegriff zu Sympathie und Antipathie, und nicht nur für Mitleiden, denn es geht nicht nur um das Mitgefühl im Sinne von Trauer und Schmerz, sondern auch um Freude etc.<sup>13</sup> Doch immer wieder wird Empathie (nicht nur im Alltag, sondern auch in der Forschung) eher mit Mitleiden, mit Trauer und Schmerz assoziiert als mit Freude, Frohsinn, Glück etc., Das wird z.B. in der Fortsetzung des oben erwähnten Zitats von Ekman deutlich. Er schreibt dort weiter:

„(Sie) lässt uns fühlen, was der andere fühlt, und das Mitleiden bringt uns dazu, dass wir dem anderen helfen wollen.“ (2011:249)

Wie ist dies zu erklären? Woher kommt es, dass der Begriff immer wieder ins Leiden kippt? Wodurch ist diese Färbung entstanden?

Mir scheint, dass sowohl die Leidensfärbung als auch der Hilfeimpuls kulturell geprägt sind und diese Prägungen religiöse Wurzeln haben: Die Leidensorientierung kommt durch das Kreuz, dem zentralen Symbol des Christentums, und der Hilfeimpuls durch die Aufforderung des Christenmenschen, für die Armen, Leidenden und „Beladenen“ da zu sein. Paradigmatisch ist hierfür das Samariter-Gleichnis.<sup>14</sup>

In diesem Gleichnis kann man nicht nur eine Aufforderung zur Hilfe für Leidende, sondern auch einen weiteren, für unsere Zwecke wichtigen Aspekt erkennen: Hier erfolgte eine Umdeutung von Nähe und Distanz bzw. eine **Entgrenzung**, denn das Gleichnis enthält die Botschaft: Nicht derjenige, der dir vertraut ist, der zu deiner Familie, zu deinem Kollektiv gehört, sondern der Fremde, der leidet, steht dir nahe!<sup>15</sup>

Daraus lässt sich vielleicht folgern, dass Empathie grenzüberschreitend, jedenfalls über die Grenzen der Gruppe hinweg wirksam wird. Und so ist das Rote Kreuz noch heute überall in der Welt tätig. Zum Vergleich: Ganz im Gegensatz dazu wird Mitgefühl im Islam eher an die

---

<sup>13</sup> Im Übrigen sollten wir bedenken, dass, wenn Spiegelneuronen Gefühle anderer reproduzieren, sie nicht nur Mitleid, sondern auch Wut, Panik, Aggression etc. zu Tage fördern und diese auch verdoppeln und sozial steigern können. Ich habe jedenfalls den Eindruck, dass gerade bei Empathie-Forschern eine fast romantische Vorstellung vom Zusammenleben vorherrscht, dass zumindest die nicht nur stille Hoffnung besteht, durch Empathie (bzw. das Training von Empathiefähigkeit) das Leiden in dieser Welt zu verringern. Es ist mir daher wichtig, auch die „Kehrseite“ der Empathie zu beleuchten.

<sup>14</sup> Im Islam gibt es keinen „Samariter“. Ich habe an anderer Stelle gefolgert: So sehr das Mitleid und der Handlungsimpuls beim Anblick des Leidenden für Christen von Bedeutung ist, so wichtig ist das Mit-Fühlen – im Sinne von Teilen einer Emotion – für Muslime ist. Mitgefühl meint Wohlwollen, Güte, Liebe, Zugewandt-Sein zu anderen. Darin ist auch Mitleiden, Empathie enthalten, aber es ist nicht der zentrale Aspekt (vgl. Mihciyazgan 1995).

<sup>15</sup> Dieser Entgrenzungstenor findet sich auch im Missions-Auftrag (Mt 28,19-20).

Familie und auch an die räumlich Nahen gebunden, wie in Hadithen deutlich wird. Auch heute lässt sich dies z.B. an den karitativen Aktivitäten islamistischer Vereine erkennen. Ihre Hilfe gilt – anders als beim Roten Kreuz – leidenden Muslimen. Es sind zwar grenzüberschreitende Aktivitäten, aber dabei wird die Grenze der eigenen Gruppe, der *umma*, der Gemeinschaft aller Muslime, nicht überschritten.

An diese Überlegung lässt sich die Frage anknüpfen, ob und inwieweit Empathie universal ist.

### 2.3. Empathie und kollektivistische Orientierung?

Ethnologen weisen darauf hin, dass Empathie nicht in allen Gesellschaften und Kulturen gleichermaßen zu finden ist: Es gibt überall auf der Welt mal mehr, mal weniger empathische Menschen. Aber es gibt auch unterschiedliche Empathie-Konzepte, die dann auch mit unterschiedlichen Persönlichkeitsaspekten interagieren (vgl. Engelen/Röttger-Rössler 2012: 7).

Hier ist auf die Unterscheidung vieler, nicht aller Ethnologen zwischen Kulturen mit individualistischer Orientierung und denen mit kollektivistischer Orientierung einzugehen,<sup>16</sup> Diese ist im Grunde eine Unterscheidung in „the west and the rest“ und wird deshalb heftig kritisiert. So grob und reduktionistisch sie auch ist, so mag sie doch helfen, unterschiedliche Akzentuierung der Empathiekonzepte zu erkennen. Kurz zusammengefasst: In Kulturen mit individualistischer Orientierung wird das Individuum als einzigartig, eben „unteilbar“ und sozusagen losgelöst von seinen Beziehungen und Bindungen gedacht. Es ist in seiner Autonomie akzentuiert, und dies ist dementsprechend auch das übergeordnete Erziehungsziel: Das Kind soll selbstständig und selbstverantwortlich werden und sein eigenes Handeln reflektieren. In Kulturen mit kollektivistischer Orientierung wird es dagegen eher als Mitglied des Kollektivs, in dem es Rechte und Pflichten hat, betrachtet. Als Erziehungsziel steht daher nicht die Selbstständigkeit, sondern das Eingebunden-Sein, d.h. ein wertvolles Mitglied des Kollektivs Familie zu sein und Verantwortung zu tragen, im Vordergrund.

Hier möchte ich folgern, dass bei einer kollektivistischen Orientierung empathische Prozesse eher innerhalb des Kollektivs zu erwarten sind, denn wenn die Gemeinschaft das Überleben der Mitglieder sichert, ist umgekehrt auch das Überleben der Gemeinschaft durch die Mitglieder zu sichern - und nicht durch Empathie mit Außenstehenden zu gefährden. Dies ist ein Problem, das bei einer individualistischen Orientierung eher nicht auftaucht. Also lässt sich der Gedanke vielleicht umkehren:

Vielleicht kann ein autonomes, independentes Selbst seine Distanz zu den Nahen (Autonomie!) und seine Verbundenheit mit (allgemeinen) Anderen auch eher über Empathie ausdrücken, während ein eingebundenes, interdependentes Selbst seine Verbundenheit eher

---

<sup>16</sup> Auf diese vielfach kritisierte Unterscheidung habe ich auch in meinem Vortrag vor zwei Jahren zum Thema „Elternschaft im interkulturellen Vergleich“ hingewiesen (vgl. Mihciyazgan 2010).

mit seinen nahen Anderen (innerhalb der Kollektivs) und seine Distanz zu fremden Anderen zeigt und zeigen muss. Die Frage ist nur, ob Empathie dafür der angemessene Ausdruck ist, oder ob dieses Gefühl (und Handeln) nicht eher als Solidarität und/oder Loyalität zu bezeichnen wäre(n).

Diese Überlegung führt zu einem weiteren noch zu nennenden Aspekt, der in der Empathieforschung wenig thematisiert geschweige denn erforscht wird: das „Ausschalten“ von Empathie.

#### **2.4. Das „Ausschalten“ von Empathie**

Für den Verhaltensforscher Frans de Waal ist es wichtig, einen „turn-off-switch“, einen An- und Ausschalter für das reaktive Gefühl Empathie anzunehmen, weil das Mitleiden und Helfen die Gruppe oder das Individuum gefährden könne.<sup>17</sup> Vielleicht gibt es auch bei kollektivistischer Orientierung innerhalb des Kollektivs eine Form von Empathie, die nur nicht gezeigt oder systematisch ausgeschaltet wird?

Ein Beispiel dazu:

Firuzan und Mahdi heiraten früh und ziehen in das Haus der Eltern von Mahdi. Die ersten 10 Jahre des Zusammenlebens sind für Firuzan kaum zu ertragen. Sie glaubt fast nicht mehr an die große Liebe zu ihrem Mann, denn bei ihm findet sie kein Verständnis für ihre Not. Es wird auch nicht besser, als ihre Söhne geboren werden. Häufig überlegt sie, ins Haus ihrer Eltern zurück zu kehren, aber zum einen wissen ihre Eltern nichts von ihren Problemen, zum anderen fürchtet sie, dass ihre Eltern sie nicht aufnehmen könnten, denn sie hatte gegen deren Willen mit Mahdi geheiratet.

Mithilfe dieser Geschichte möchte ich aufzeigen, dass innerhalb des Kollektivs Familie „hinzukommenden Fremden“ gegenüber – das sind in erster Linie die „einheiratenden Schwiegertöchter“ – häufig keine Solidarität oder Loyalität, auch kein Mitgefühl oder gar Empathie gezeigt wird. Erst spät, wenn die Kinder groß sind, werden die Schwiegertöchter als vollwertiges Mitglied der Familie anerkannt. Also muss Empathie, wenn es denn angemessen ist, diese Gefühle der Solidarität oder Loyalität als solche zu bezeichnen, bis dahin ausgeschaltet sein. Und dieses Ausschalten scheint notwendig zu sein, um die Kontinuität des Kollektivs zu sichern.

Doch kehren wir zurück zur westlichen Kultur mit individualistischer Orientierung. Zum Ausschalten von Empathie fällt mir noch das bekannte Milgram-Experiment ein: Wie Sie sicher erinnern, ging es bei diesem 1961 in den USA durchgeführten Experiment im Kern um die Frage, inwieweit Menschen eher einer Autorität gehorchen, als dass sie mit dem

---

<sup>17</sup> Zit. nach Engelen/Röttger-Rössler (2012:4).

Anderen mitfühlen.<sup>18</sup> Das überraschende Ergebnis war, dass 2/3 der Versuchspersonen über die Schmerzgrenze des (vermeintlichen) Opfers hinaus gingen und nur 1/3 sich weigerte, Stromschläge auszuteilen.

Offensichtlich ist es möglich, dass Menschen auf das Leiden des Anderen nicht mit Empathie reagieren. Ihre Empathie scheint ausgeschaltet werden zu können. Das hat sich ganz deutlich im Holocaust gezeigt. Um „Empathieträger“ zu sein, reicht es offensichtlich nicht aus zu leiden. Welche soziale Definition oder Übereinkunft regelt dann das Ausschalten der Empathie? Und woran können wir erkennen, wer eher als Empathieträger in Frage kommt und wem gegenüber wir kaum Empathie entwickeln?

Um zum Thema Empathie in der interkulturellen Beratung überzugehen, möchte ich meine Vermutung äußern, dass vor allem junge muslimische Frauen „mit Migrationshintergrund“ „Empathieträgerinnen“ in der Beratung sind, während (jungen oder alten) muslimischen Männern gegenüber Empathie leichter ausgeschaltet wird. Lassen Sie mich hier das Beispiel der Beratung einer jungen Frau „mit Migrationshintergrund“ erwähnen:

Die 35-jährige Fadime hatte als Jugendliche viel Stress mit ihrer Familie, vor allem mit ihrem Vater und ihrem Bruder (der eigentlich jünger war als sie, sich aber als ihre Autorität aufspielte.) Mithilfe ihrer Lehrerin und einer Sozialpädagogin schaffte sie es, in eine eigene Wohnung zu ziehen. Dass diese sie unterstützten, ihr Elternhaus zu verlassen, liegt auf der Hand, denn intuitiv konnten sie ihren Wunsch und ihr Leiden verstehen, sie fühlten mit und handelten nach ihrem Hilfeimpuls. Außerdem handelten sie nicht nur intuitiv, sondern auch professionell, denn die Unterstützung zur Selbstbestimmung ist Teil ihres beruflichen Auftrags.

Die Krise schien gut bewältigt zu sein. Nur bald starb Fadimes Vater an einem Herzinfarkt. Aus verschiedenen Gründen konnte sie sich nicht mehr von ihm verabschieden. In einer „kultursensiblen“ Therapie hat sie später versucht, ihre „Schuld“ am Tod des Vaters aufzuarbeiten. Bisher ist es ihr nicht gelungen.

An diesem Beispiel lässt sich erkennen, dass, da die kollektivistische Orientierung und die starke Bindung an die Herkunftsfamilie, die Fadima auch hatte, nicht mit gefühlt, sondern ihre Ablösung für selbstverständlich gehalten wurde, der Beratungsprozess letztlich zu neuen Krisen führte.

Aber dies ist für Beratungsprozesse nichts Besonderes. Beratung kommt sozusagen nie an ihr Ende. Damit möchte ich abschließend einige Bemerkungen zu Beratung und Empathie machen.

---

<sup>18</sup> 26 Versuchspersonen gingen bis zur maximalen Spannung von 450 Volt und nur 14 brachen vorher ab. Das zeigt übrigens auch, wie mit einem kleinen Experiment (nur 40 Pers.) erstaunlich große Wirkung erzielt wurde.

### 3. Beratung

#### 3.1. Interkulturelle Erziehungsberatung

Beratung erscheint als die angemessene Antwort auf die zunehmende Komplexität moderner Gesellschaften. Für den Einzelne ist nicht mehr alles überschaubar, also braucht er Experten, die ihm ratend zur Seite stehen.<sup>19</sup> Es gibt deutlich einen gestiegenen Beratungsbedarf überforderter Familien.

Aus dieser Sicht könnte man erwarten, dass insbesondere Familien „mit Migrationshintergrund“, die die Spannungen zwischen individualistischer und kollektivistischer Orientierung innerhalb der Familie aushalten und lösen müssen, Unterstützung benötigen.

Aber gerade diese Familien haben m.E. wenig Interesse an Beratung. Das hat möglicherweise kulturelle Gründe, wie ich mit einem persönlichen Beispiel als erstes verdeutlichen möchte:

Im letzten Sommersemester (2012) habe ich ein Seminar zum Thema Beratung angeboten. Bei meinen Vorbereitungen hatte ich auf die „kulturelle Diversität“ der Studierenden gesetzt, die ich in meinen anderen Seminaren erfreut festgestellt hatte. Aber zu diesem Seminar kamen zu meiner Überraschung (und Enttäuschung) keine Studierenden „mit Migrationshintergrund“. Offensichtlich interessierte sie das Thema Beratung nicht. Und das hätte ich eigentlich wissen müssen oder können.

Wenn es zutrifft, dass Familien „mit Migrationshintergrund“ wenig Interesse an Beratung haben, dann sind dafür sicher nicht nur kulturelle Gründe zu nennen. Meinem Eindruck nach nehmen sie Erziehungsberatung in den seltensten Fällen freiwillig in Anspruch, vielmehr wird sie häufig „angeordnet“. Da aber die Freiwilligkeit in der Beratung eines der Grundprinzipien ist, weil ein Rat nur angenommen oder abgelehnt, aber nicht aufoktroiert werden kann<sup>20</sup>, stellt dies die Beratenden natürlich vor ein kaum zu lösendes Problem. Sie müssen zumindest mit der **Abwehr** der zu Beratenden nicht nur zu Beginn, sondern auch im Beratungsprozess rechnen. Dies ist zwar kein Spezifikum der interkulturellen Beratung, sondern ebenso in der Beratung unterprivilegierter Familien „ohne Migrationshintergrund“ zu finden, aber vielleicht sind die Formen dieser Abwehr unterschiedlich, nämlich kulturell geprägt.

---

<sup>19</sup> Nach der Analyse von Eva Illouz hat die Ausbreitung der Beratung (und Therapie) viel mit Demokratisierungsansprüchen und -prozessen zu tun. Nachdem das Individuum freigesetzt wurde aus den alten (traditionalen) Zwängen, entstanden Unsicherheiten und Widersprüche, mit denen es fertigwerden musste: einerseits autonom sein, andererseits in Beziehung zu anderen sein, einerseits rational, strategisch durchsetzungsfähig, andererseits aber auch gefühlsorientiert zu sein. So habe das Individuum nach Hilfe und Anleitung – eben Beratung – gesucht (2010:401ff). Ähnlich, aber aus systemtheoretischer Perspektive argumentiert Fuchs, wenn er Beratung als „Krisenbewältigungsanstrengung“ bezeichnet (2004:243). Für ihn ist Beratung die – allerdings nur befristete - Lösung des Problems der Dauerunsicherheiten, wobei der Beratungs(miss)erfolg nicht messbar sei, weil es keinen Wege gebe, zu zeigen, was geschehen wäre, wenn etwas nicht stattgefunden hätte (vgl. 254).

<sup>20</sup> Vgl. Schützeichel 2004:277.

Vielleicht ist das Interesse der Familien „mit Migrationshintergrund“ an Erziehungsberatung auch deshalb nicht besonders groß, weil sie ein (m.E. berechtigtes) Misstrauen gegenüber dem Rat, den sie erwarten können, haben. Wie neuere Studien zur Beratungsforschung allgemein ergeben haben, ist der Rat der „Experten“ häufig auf Alltagswissen, dem *common sense*, dem unhinterfragten kulturellen Wissen gegründet. In der Erziehungsberatung ist er auch auf professionellem psychologischen und pädagogischen Wissen gegründet, aber auch dies ist in erster Linie durch westliche individualistische Erziehungsvorstellungen geprägt. Das heißt auch, dass in der interkulturellen Erziehungsberatung zwangsläufig und vielleicht sogar gegen die Absicht des Beratenden ein Rat gegeben wird, der nicht kulturneutral, sondern kulturell einseitig ist. Und dadurch können sich u.U. einige Konflikte, die eigentlich gelöst werden sollen, im Laufe der Beratung verschärfen.

### 3.2. Beratung und Empathie

Daran lassen sich abschließend allgemeinere Überlegungen anknüpfen:

Beratung ist im Kern eine Zweierbeziehung zwischen einem Ratsuchenden und einem Ratgebenden. Das heißt auch: Jede Beratung hat eine asymmetrische Struktur. Die Rede des Ratgebenden hat mehr Gewicht, denn sein Rat ist gefragt. Nimmt er sich vielleicht deshalb zurück, nimmt Distanz zu sich selbst und stellt sich ganz und gar auf den Ratsuchenden ein, „fühlt“ sich in ihn „ein“?

Empathie gilt als Schlüsselqualifikation im Beratungsprozess. Sie gehört zum professionellen know-how. Dabei ist diese aber ein „Werkzeug“ – und **nicht** die kulturell geprägte, spontane und intuitive Reaktion auf das Gefühl eines Anderen.

Wozu dann all meine Überlegungen zur Empathie?

Gerade um diesen Unterschied oder genauer: diese Verschiebung im Diskurs zu erkennen, sind sie notwendig, denn nur dadurch ist die Instrumentalisierung (und Ökonomisierung) eines spontanen, intuitiven, reaktiven Gefühls zu erkennen. Nun erklärt sich nämlich, weshalb so gerne und häufig nicht von Empathie, sondern von **Empathiefähigkeit** die Rede ist bzw. beides ineins gesetzt wird.

Wenn Empathie als Handwerkszeug in der Beratung betrachtet wird, steht nicht die (intuitive) Reaktion auf das Gefühl des Anderen im Vordergrund, sondern die Fähigkeit, intuitiv ablaufende Handlungsprogramme bewusst und strategisch für bestimmte Ziele einzusetzen.

Anders formuliert: So wie Beratung im weitesten Sinne als die religiös geprägte, säkularisierte und institutionalisierte Form der Hilfe für „Leidende“ betrachtet werden kann, so erscheint die „Empathiefähigkeit“ als die professionalisierte, d.h. auch zu lernende und zu trainierende Fähigkeit, das eigene Engagement ganz und gar als Hilfe für den Ratsuchenden erscheinen zu lassen.

Diese Überlegungen knüpfen an neueren Ergebnissen der soziologischen Beratungsforschung an. Nach diesen ist Beratung kein neutrales Medium, das Entscheidungsprozesse optimiert, vielmehr lebt sie von dem Versprechen einer besseren Welt - das ist sozusagen der Mythos der Fortschrittlichkeit, Freiheit und Autonomie - ohne es einlösen zu können. Die gesellschaftlichen Verhältnisse werden durch Beratung ja nicht überschaubarer, eher im Gegenteil, Beratungsangebot und -nachfrage steigen weiterhin.

Statt den Beratenen zur Autonomie zu führen, wird er sozusagen fremdgeführt. Beratung erscheint dann nicht länger als eine Hilfe zur Selbstbestimmung oder „Selbstführung“, sondern (auch) als eine Fremdführungstechnologie, durch die das Individuum dazu angehalten wird, sich selbst so zu führen, dass es den gesellschaftlichen Normen entspricht (vgl. Maasen 2011: 17 ff, vgl. auch Traue 2010). Und dies sind keine kulturneutralen oder multi- oder interkulturellen Normen, sondern westliche.

Insofern scheint interkulturelle Beratung im Wortsinne kaum möglich zu sein. Da hilft auch keine Empathie, im Gegenteil. Professionelle Empathie kann als eine weiche, subtile Form der Machtausübung betrachtet werden. Empathie ist in diesem Sinne das beste „Werkzeug“, um die Führung nicht als solche erscheinen zu lassen, sondern ganz im Gegenteil, um dem „Geführten“ das Gefühl zu vermitteln, dass er „verstanden“ wird, und sich kooperativer und produktiver verhält, als wenn ihm Anweisungen, Aufträge erteilt würden. Empathie hat nicht nur mit Ökonomie, sondern auch mit Macht zu tun.

Meine Ausführungen schließen möchte ich mit einem Zitat von Eva Illouz, die in ihrer Studie „Die Errettung der modernen Seele“ aufgezeigt hat, wie sich das Psychowissen und das therapeutische Ideal der Kommunikation seit Freud im Alltagsleben der US-amerikanischen Gesellschaft, vor allem in Unternehmen, Familien und in den Massenmedien, ausgebreitet hat. Für sie ist Empathie zu einem in ökonomisches Kapital konvertierbares emotionales Kapital geworden:

„Sich als kommunikatives Selbst darzustellen signalisiert, dass man sich durch eine komplexe Mischung aus sprachlicher Klarheit und der emotionalen Fähigkeit, Gegensätze wie die eigene Durchsetzungsfähigkeit und die Anerkennung anderer unter einen Hut zu bringen, ebenso selbst beherrscht, wie man andere beherrschen kann.“ (2009:164)

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit!

Bauer, Joachim (2006): Warum ich fühle, was du fühlst. Intuitive Kommunikation und das Geheimnis der Spiegelneurone. München.

Damasio, Antonio (1997): Descartes' Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn. München-Leipzig.

Ekman, Paul (2011): Gefühle lesen. Wie Sie Emotionen erkennen und richtig interpretieren. Heidelberg.

Engelen, Eva-Maria/ Röttger-Rössler, Birgitt (2012): Current Disciplinary and Interdisciplinary Debates on Empathy. In: Emotion Review 4:3, S. 3-8.

Fuchs, Peter (2004): Die magische Welt der Beratung. In: R. Schützeichel, Th. Brüsemeister (Hg.): Die beratene Gesellschaft. Zur gesellschaftlichen Bedeutung von Beratung. Wiesbaden. S. 239 – 257.

Gilligan, Carol (1988): Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau. München.

Goleman, David (1996): Emotionale Intelligenz. München-Wien.

Honegger, Claudia (1992): Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib. Frankfurt-New York.

Illouz, Eva (2009): Die Errettung der modernen Seele. Frankfurt.

Maasen, Sabine (2011): Zur Genealogie der Therapeutisierung in den ‚langen‘ Siebzigern. Eine Perspektivierung. In: S. Maasen et al. (Hg.): Das beratene Selbst. Bielefeld. S. 7 – 33.

Meuser, Michael (2010): Geschlecht, Macht, Männlichkeit – Strukturwandel von Erwerbsarbeit und hegemoniale Männlichkeit. In: EWE (Erwägen-Wissen-Ethik) Jg. 21, Heft 3, S. 325-336.

Mihciyazgan, Ursula (1995): Die Geschichte vom barmherzigen Samariter aus muslimischer Perspektive. In: Lernort Gemeinde. Beiträge zur Gemeindepädagogik aus dem Ev. Zentrum Rissen. Heft 2. S. 36 - 39. **MihciSamariter.pdf**

Mihciyazgan, Ursula (2010): Elternschaft im interkulturellen Vergleich. In: G. Romeike / H. Imelmann (Hg.): Eltern verstehen und stärken. Analysen und Konzepte der Erziehungsberatung. Weinheim u. München. S. 103 - 119.

Schützeichel, Rainer (2004): Skizzen zu einer Soziologie der Beratung. In: R. Schützeichel, Th. Brüsemeister (Hg.): Die beratene Gesellschaft. Zur gesellschaftlichen Bedeutung von Beratung. Wiesbaden. S. 273-285.

Traue, Boris (2010): Das Subjekt der Beratung. Zur Soziologie einer Psycho-Technik. Bielefeld.